

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt**

78 (6.10.1848)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 6. Oktober 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 78.

## Lenardo da Sessa.

(Fortsetzung.)

Mandonia blickte den Geretteren wie ein seliger Engel an; er lag an des Vaters Herzen und seine Arme umfaßten die Schwester. Alles in der Burg jubelte ob seiner Rückkehr; in der untern Halle hatte Mandonia ein Freundschaft für die Landleute und Jäger bereitet, und an ihrer Hand trat er Abends unter die Fröhlichen. Sogleich schwieg der ausgelassene Lärm, die treuherzigen Menschen standen von ihren Sätzen auf, umringten das Mädchen, und Jeder hatte ein vertrautes Wort für sie, eine Kunde, eine Bitte, oder einen Dank. Demüthig freundlich, als nähme sie statt warmen Lobes, einen beschämenden Tadel hin, ging sie grüßend durch die Menge kräftiger roher Gestalten, und führte ihren Begleiter durch eine breite Flügeltür ins Freie. Sie befanden sich auf einem, über den Wall erhabenen Austritt dicht unter den Bogensfenstern der Halle, vor ihnen lag die Landschaft im halben Schimmer des neuen Mondes.

„Horch, wie der muntere Gesang gleich wieder anfängt,“ sagte Mandonia; „ich höre ihre Volkslieder so gerne; unser Eintritt hatte alles unterbrochen, auch die Erzählungen der alten Leute von Hirzen und Jagdabenteuern, und die Spiele der Jugend. Aber sie haben es doch gerne, und sind es gewohnt, sagt der Vater, daß wir an ihrer Freude Theil nehmen. O Gott, mir ist so wohl und leicht! Mir dünkt die Luft schöner als lange, und der Mond gleißt wahrhaftig Verklärung über das Land. Lenardo, das war eine schreckliche Nacht. Immer sah ich Dich zerschmettert in irgend einer Tiefe liegen, oder auf unwirthlicher Höhe verschmachten, den kaum gefundenen einzigen Verwandten. Und ich fühlte, daß Du gegangen warst, weil Dein Herz gleich beim Eintritt ins Vaterhaus verwundet wurde; o wie mich das schmerzte!“

„Ich habe ein wildes, unbegbares Gemüth, Mandonia,“ sagte er, „darum dachte ich, nicht ertragen zu können, was ich ertragen muß. Deine sanfte Seele wird das nicht begreifen.“

„Doch, ich begreife es wohl,“ erwiderte sie, „die Liebe ist so etwas Bartes und wird so leicht verletzt, jeder gute Mensch trägt lieber das Härteste, nur keine Schmäherung des Geliebten. Aber sieh, der alte Mann kann nicht anders denken: Die höchste, rührendste Zärtlichkeit zeigt er Dir durch das Versprechen, diese schwarze Seite seines Lebens nicht mehr ans Licht zu ziehn. O, er ist so gut, so ehrwürdig, der Vater aller, die unter seinem Schutze wohnen, für mich ein Vater, bei dem ich jeden Verlust verschmerzte. Lerne ihn nur erst lieben, und gib dem Alter Nachsicht und Geduld, gewiß, Du wirst den Tag segnen, der Dich zu uns führte.“

„Sorge nicht für mich,“ sagte Lenardo, „der Mönch hat nicht bloß mein Leben erhalten, er hat mich auch belehrt, daß ich es der Pflicht weihen muß, sei sie selbst hart und schwer.“ Mandonia, Du gutes sanftes Mädchen, verkenne mich nicht, reiche mir die schwesterliche Hand auf dem unbekanntem Wege. Meine Jugend war nicht harmlos und

friedlich, mich umschweben Erinnerungen, die kein Glück verweisen kann.“

„Werde nur erst heimisch bei uns,“ sagte sie, „laß erst den Winter weichen, und den Süden aus dem Nachbarlande in unser Thal bringen. Während die alten Berge immer ihre weiße Krone behalten, und die nordische Tanne unser Schloß umkränzt, wirst Du tief im Thale Maulbeer- und Feigenbäume und die schmeichelnde Luft Deiner Heimath finden. Dann wallfahrten wir vielleicht zusammen zu dem Einsiedler und bringen ihm einen Altarschmuck, den ich für Deine Rettung gelobt habe, — den ich schon lange gelobt habe, wenn der alte Vater um Dich jagte und mit grauenhafter Gewißheit voraussagte, Du würdest in Sizilien den Tod der andern Sessa finden. Ja, Lenardo, mein Herz hat schon für Dich gesorgt, als Du kaum etwas von der kleinen Mandonia wußtest.“

Bei diesen Worten drang der Stachel des Schmerzes wieder in Lenardos Brust, und er trat allein an das steinerne Gewände des Altars. „Noch ein Wort, lieber Lenardo,“ flüsterte des Mädchens süße Stimme hinter ihm, „aber halte mich nicht für gar zu eitel, ein wenig bin ich es schon, wie jedes fünfzehnjährige Mädchen. Der Vater erlaubte mir jüngst, die Trauer abzuthun, ich habe mich schwarz gesehen, seit ich denken kann, und da umgaukelten mich die Gedanken an Blau und Roth und das helle Grün, an goldene Ketten und bunte Steine, wie sie andere Fräulein zur Schau tragen. Aber später fiel mir ein, mein buntes Kleid müsse Dich an des Vaters Rede erinnern, Du könntest denken, ich freute mich auch der Rache. Darum bin ich noch im schwarzen Kleide, und siehst Du mich lieber so, so will ich es nicht ändern.“

Lenardo umarmte das kindliche Mädchen lächelnd und bat sie sich zu schmücken, wie es ihre Jugend wünsche. Ihr holdes unschuldiges Gesicht that ihm gar zu wohl. Sie war nicht schön, wie die griechische Irene, oder die jungen Prinzessinnen, und die Grazien des Umgangs, die er an der Königin und Philipps Gemahlin kannte, fehlten dem einsam erwachsenen Mädchen, aber ihre hellen schwarzen Augen wurden schöner, je länger man sie ansah, und in ihrer Tiefe wohnte zauberische Lieblichkeit und kindlicher Frohsinn. Ihre Stimme war unbeschreiblich angenehm, ihr ganzes Wesen trug einen Reiz, den Jeder fühlte und Niemand erklären konnte, und der nur ihr allein verborgen blieb.

Der erfahrene Mensch kennt die Wirkungen der Zeit, und rechnet auf ihre Gewalt, er weiß, wie Gewohnheit das Dunkle heller, das Schwere leichter macht; die stürmische Jugend erfährt dasselbe, ohne es möglich zu glauben; ja, der jugendliche Stolz wähnt vielleicht, sich selbst die ruhigere Fassung zu verdanken, an welcher jeder schwindende Tag geräuschlos, aber sicher gearbeitet hat. Jede unserer Erdenächte wirft einen leisen Schatten auf die Vergangenheit und hinterläßt der kommenden Sonne ein schwächeres Bild von unseren Trauerstunden, während die Freudenbilder langsamer verlöschen, weil ihre Farben lichter durch den Schleier blicken. — Als der Winter aus dem Thale in die hohen Gebirge floh, und die starren Felsenmassen sich mit Grün

Kleideten, die Wähe über Kräuter und üppiges Gras flossen, unzählige Quetschen lebendig wurden, war der Jüngling nicht mehr fremd in Misocco, nicht mehr ohne Liebe und Vertrauen, konnte er zuweilen die Vergangenheit vergessen und des Vaters Zärtlichkeit mit Sohnesinn erwidern. Die Aussicht auf eine Krone, der Haß gegen den, der sie ihm raubte, der Stolz des jungen Herzens, alles war im sichern Schooße häuslichen Glücks, in der ruhigen Herrschaft über ein genügsames Völkchen, bald verschmerzt, weniger der Gram um das ungewisse Schicksal der Mutter, der Schwestern, die Sehnsucht nach den Verlorenen und die Trauer um den geopferten Freund. Diese geheimen Schmerzen konnte nur ein Gefühl lindern, dem alles Andere weicht, ein Gefühl, das das Herz verwandelt, wie die Hand des Frühlings die Erde verklärt, eben so wunderbarlich und eben so unbemerkt. — Der frühe Herbst brachte traurige Gedächtnistage zurück, er lebte sie mit allen ihren Stunden wieder und Niemand störte seine andächtige Feier, der Vater zeigte ihm nur mehr Liebe, und Mandonia ging um ihn her, immer bereit ihm irgend eine Erheiterung zu bieten, aber zart bemüht, daß ein solcher Vorschlag sein Gefühl nicht verletze. Wie er um die Weihnachtszeit finsterner und ungeselliger wurde, und, in Gedanken an das verflossene Jahr, die wilden Waldwege aufsuchte, die er nun besser kannte, war ihm einstmals die Jungfrau mitleidig nachgeschlichen, obgleich der Schnee wirbelte und der Sturm seine Flocken trieb. Sie fand ihn an eine alte Lanne gelehnt, mit trüben Blüten in die rauschende Moesa schauend, die brausend neben ihm hinschoß. Schüchtern schmiegte sie sich an ihn an, und bat ihn mit Blicken und halben Worten, sich mitzutheilen, nicht einsam zu leiden, so berebt und herzlich, daß es unmöglich war, die Sprache inniger Liebe zu verkennen. Aber er, dem bei ihrer unschuldigen Umarmung der Schatten des Freundes lebendiger entgegentrat, weil er ein Glück ahnete, das Jenem hätte aufblühen können, bedeckte sein Gesicht und beschwor sie stürmisch, ihn zu verlassen, ihren zarten Körper nicht dem rauhen Wetter Preis zu geben.

„D, laß mich bei Dir,“ sagte sie, „ich bin nicht so zart; die Jungfrauen in Rhätians Bergen scheuen einen Wintersturm nicht. Dein Schmerz thut mir weher, als Kälte und Schnee; es kränkt mich, daß Du Niemanden hast, dem Du vertrauen magst. Du trauerst um Wilhelm, sprich von ihm, erzähle mir von dem lieben Freunde, ich will mit Dir weinen und für seine Seele beten. Denke nicht, weil ich eine Sessa bin, ich hätte kein Herz für das traurige Schicksal des unglücklichen Königssohns. Ich begriff niemals, wie man hassen kann, aber seit ich Dich kenne, habe ich Wilhelm geliebt, denn Du liebstest ihn ja. Ich trenne ihn in Gedanken kaum von Dir, ja, ich schuf mir ein Bild von ihm, das Dir ähnlich sieht.“

„D, bedaure ihn, beweine ihn,“ rief der Jüngling heftig, „sein Loos ist der Thränen werth.“

„Er ist dort und steht Deinen Schmerz mit dem Mitleid eines Engels,“ sagte sie. „Selig sind die, die wie er sterben, noch in Kindesunschuld und doch schon reif für den Himmel. Sein Beichtiger hat mit furchtloser Begeisterung von ihm gesprochen, bis ein hoher Befehl seiner Stimme Schweigen gebot, da wanderte er aus nach Palästina. Wilhelms Grab ist unbekannt, auch sein Kerker, aber sein Name lebt in edlen Seelen fort.“

„Woher weißt Du das Alles?“ fragte Lenardo, „wer hat Dich gelehrt, wonach mein Herz schmachtet. Weißt Du Kunde von der Königin und ihren Töchtern?“

„Sie sind im Elsaß, im Kloster Hohenburg, und leben nicht unglücklich,“ sagte sie. „Wie ich das erfuhr, sollst Du hören. In dem Schlosse Calenca, westlich von unserem

Thale, lebt ein alter Freiherr, der einst in Tarent mit dem Vater der Königin Sybille in genauem Freundesbunde stand, und seine Anhänglichkeit an Tanfreds Haus nie verlor. Seit dem Unglück, das die Sessa traf, schieben solche verschiedene Gefühle unsern Großvater auf immer von seinem ehemaligen Jagdgenossen; sie entzweiten sich und sahen sich nicht mehr. Jetzt ist des Freiherrn einziger Sohn aus der Fremde heimgekehrt, und weil er nicht begreift, daß Meinungen ein Band der Gewohnheit und die alte nachbarliche Freundschaft trennen könnten, die schon bei den Ahnen bestand, kam er vor Kurzem — eben als Du auf der Wärenburg warst — den Großvater zu begrüßen. Er ward kalt, beinahe unfreundlich aufgenommen; ich saß an der Spindel und wagte kein Auge aufzuschlagen, besonders wie der junge Mann, mit großem Freimuth, die Ursache der Trennung berührte, und des Vaters unauslöschlichen Haß angriff. Der Wortwechsel wurde lebhaft; der Vater sagte manches Harte, und verließ endlich den Gast, der mir, der Zitternden, bestürzt gegenüberstand. Was sollte ich sagen oder thun, die Beleidigung zu versöhnen? was mir der Augenblick eingab, weiß ich nicht mehr; aber wie nun unser Gespräch natürlich auf das Schicksal der normännischen Königsfamilie fiel, dachte ich an Dich und forschte nach, ob ich etwas vernehmen möchte, Dich zu trösten.“

Die Zärtlichkeit, die aus jedem Worte des Mädchens sprach, ihre unschuldige Hingebung, die romantische Stille umher, der süße Gedanke geheimen Einverständnisses, alles zündete ein neues Gefühl im Busen des Jünglings an; was er schon lange für Mandonien empfand, trat aus dem Dunkel hell und schimmernd hervor. Gewöhnt an weiblichen Umgang, an schweigerliche und mütterliche Theilnahme, hatte er sich früher an sie, als an den Grafen angeschlossen, aber bis heute wußte er nicht, daß er sie anders liebte als Sybille und seine Schwestern. Nun war alles verändert, die Berge umgaben seine Welt und sein Himmel war in Mandoniens Blicken. Sie blieb seine Vertraute und sprach sein Herz zur Ruhe, bis endlich Wilhelm der Königssohn ganz vergessen war, und der Gefährte Mandoniens nicht mehr mit dem König von Sizilien getauscht hätte. In selbigem Frieden bargen beide junge Herzen ihre schuldlose Liebe; keines raubte ihr die leichte Hüfte schweigerlicher und brüderlicher Eintracht; keines gedachte der Zukunft, die Gegenwart war ja so schön. Immer freundlicher gestaltete sich Lenardos Schicksal, immer theurer ward er dem alten Grafen, und unbemerkt gingen Jahre vorüber, wo ein Tag dem andern Ruhe und Glück hinterließ. Das hohe Alter des Vaters beugte ihn nicht, er blieb geistig voll Kraft und Feuer, ob auch seine Gestalt zusammensank und sein Auge dunkler wurde. Das Loos der Unterthanen, die alle leib-eigen waren, ruhte jetzt in Lenardos Hand; er sah sich von den treuherzigen Landleuten geliebt; er besaß ihr Vertrauen, während zu manchem hohen Felsenschloß der Nachbarschaft nur scheue Blicke des Mißtrauens aufschauten. Auf Tourneen und mühevollen Jagden, im wilden Gebirge, erstarbten seine Kräfte, mehrte sich seine Bekanntschaft mit Rhätians erhabener Natur. Wenn er dann nach tagelanger Abwesenheit heimkehrte, kannte der alte Graf schon von ferne seine Schritte, und wußte lange bevor er eintrat, daß der Sohn seines Herzens nahe sei. Dann umschlossen ihn die zitternden Arme seiner, und Mandonia reichte ihm er-röthend die Hand, und seine kleinsten Begegnisse erheiterten des Vaters Einsamkeit. Die halb erloschenen Augen wurden heller, wenn der Greis die Hände auf sein lockiges Haupt legte und seine schönen Züge zu erkennen suchte, und mit einer Rührung, die um so mehr ergriff, je weniger sie dem starken eigen war, sagte er einst: „Lenardo, Du hast mein

Alter beglückt, der Segen frommer Kindesliebe lohne es Dir.“ — Da blieb Lenardo lange zu seinen Füßen liegen, und mit gefalteten Händen sprach er zu sich selbst: „Verklärter Freund, ich habe Deinen Willen gethan!“ —

Sechs Jahre harte Lenardo nun in Misocco den Winter mit dem Lenze wechseln sehen; nur durch diese Naturerscheinungen ward hier der Gang der Zeit bezeichnet, während sich in den großen Angelegenheiten der Länder und Reiche Vieles anders gestaltet hatte. Kaiser Heinrich VI. war schon lange jähren Todes gestorben; in Sizilien herrschte Konstanze für ihren Sohn, und um die deutsche Königskrone stritten zwei erwählte Häupter, Philipp der Hohenstauf und Otto der Welf, mit wechselndem Glück. Da war zur Zeit des Johannisfestes ein Tournaire in Rázuns ausgeschrieben, und die Grafen und Herren der Gegend rüsteten sich es zu besuchen. Auch in Sessas Burg bot man die Knappen und Schildträger auf, putzte die Waffen und wählte die kräftigsten und muthigsten Pferde. Der nächste Morgen sollte Lenardos Zug beleuchten; am Abend saß er nach der Mahlzeit, flüsternd bei Mandonien, während der alte Graf im Lehnstuhl entschlummert war. Das Mädchen sah zuweilen von ihrer Handarbeit auf nach dem Schlafenden, und fragte plötzlich den Gefährten, ob er den Einsiedler von Santo Spirito nicht wieder gesehen habe?

„Ich Undankbarer,“ antwortete er, „Einmal nur, im ersten Jahre habe ich ihn aufgesucht, um Dein Gelübde zu erfüllen, seitdem hat mein Fuß jene Wildnis nicht wieder betreten.“

„Ich denke jezt viel an ihn,“ fuhr Mandonia fort, „sein Ruf verbreitet sich über das Land, unzählige Leidende wallfahrten zu seiner Hütte, große Pilgerfahrten geheilter Kranken ziehen vorüber, ihm Dank zu bringen, und ein Weihgeschenk in seine Zelle zu tragen; ich höre den Namen des Bruder Johannes seit Kurzem immer, und immer mit großer Herzensbewegung. Siehst Du nicht, Lenardo, wie des Vaters Augen mehr und mehr das Licht verlieren? wie er unsicher schwankt, wie er umherfaßt, ohne den Gegenstand, den er sucht zu finden? Wenn er uns nicht mehr sehen wird und die Nacht des Grabes ihn labend umgibt, ach, Lenardo, wie werden wir den Schmerz tragen! Sollte Johannes nicht helfen können? Ein Tröpfchen Balsam, das diesen letzten Lichtfunken erhielt, könnten wir mit all unserer Habe nicht zu theuer kaufen.“

„Ich will Johannes heimsuchen,“ sagte Lenardo, „aber liebe Mandonia, er ist nur ein Mensch. Den Flor um des Vaters Augen hat sein Alter gewebt; ich fürchte, er wird erst dort oben zerreißen.“

„Die Stimme des Volkes ehrt den Mönch, als ob er Wunder vermöchte,“ sagte sie — „als er Dich rettete, hatte ich noch nie von ihm gehört: seit wenig Monden drängt sich der Name Johannes überall an mich. Ich halte das für ein Zeichen, ich solle ihm in meiner Angst vertrauen, und ich würde den rauhen Weg nicht scheuen, aber Du weißt, ich darf den Greis nicht verlassen.“

„Möchtest Du mich verlassen, Mandonia?“ fragte der alte Graf, aus seinem halben Schlummer erwachend. „Lockt Dich das Tournaire, die Bankette und der Tanz, armes Kind?“

„Kein Gedanke hat mich dahin gelockt, Vater,“ sagte sie, „ich denke mir alles schön genug, vielleicht schöner als es ist, aber nicht für mich, denn ich gehöre in Deine Nähe, und bin nur glücklich, wenn ich bei Dir bin.“

Der Greis schien eine Weile nachzusinnen, dann sagte er mit bewegter Stimme: „So würdest Du wohl keinem Rufe folgen, der uns für immer trennte, der selbst das Andenken an Dich zum Stachel für mein Herz machen würde.“

Nicht wahr, Mandonia, mein Segen muß Dich einmal begleiten, wenn Du Weib wirst, mein Segen muß auf Deinen Kindern ruhen, ohne meinen Willen wirst Du nicht von Misocco scheiden?“

„Woran denkst Du, Vater?“ rief sie glühend aus, „in Misocco ist meine Welt, ich denke es niemals zu verlassen.“

„Der Freiherr auf Calenca hat um Dich geworben,“ fuhr der Graf fort, „Gott wolle nicht, daß Dein Herz ihm geneigt ist. Du weißt er kann mein Eidam nicht seyn. Sollte ich in seinen Augen immer die Mißbilligung natürlicher menschlicher Gefühle lesen? Sollte die Tochter des ermordeten Sessa in das Haus freien, wo ihres Vaters Mörder wie Götter geehrt werden? Sollt' ich den alten Freiherrn an meinen heiligsten Festtagen sehen, ihn, der mein wundes Herz nicht schonen konnte? Möchte eben so gerne der normännische Prinz, wenn er noch unter den Lebenden wäre, Dir die Hand bieten.“

Lenardo wurde todtenblaß; Mandonia blickte ihn mitleidig an, und mitten in seiner Aufregung gedachte auch der Graf seiner. „Mein Sohn,“ sagte er weich, „ich habe mein Versprechen gebrochen; komm, mein Sohn, halte dem alten Manne zu Gute, was er sich selbst nicht vergibt. Kinder! Ihr, die Gott als Engel zu mir gesellte, bleibt mir bis ans Ende zur Seite, trennt Euch auch nach meinem Tode nicht. Wem könnte ich die unbeschützte Mandonia lieber vertrauen, als meinem Lenardo, welches Weib könnte sein Leben höher beglücken, als mein sanftes, treues Kind. Lange schon hat dieser Wunsch mich beschäftigt; je dunkler mein Auge ward, je heller stieg die Zukunft vor mir auf. Des heiligen Vaters Dispens ist seit Jahren bereit; ich schwieg nur, weil ich glaubte, Ihr könntet nicht glücklicher werden, als Ihr jezt seid. Wenn aber das Wort sich auf die Lippe drängt, wie in diesem Augenblick, ist es wohl an der Zeit, zu reden; ich möchte einmal von Euch zur Ruhe gehen, um niemals wieder mit Euch zu sprechen.“

Lenardo stand unbeweglich; Mandonia hatte sich an den Greis geschmiegt, der ihr zärtlich gute Nacht sagte, und seinen alten Leibdiener rief, ihn ins Schlafgemach zu geleiten. Kaum waren seine Schritte verhallt, so nahte sich Lenardo dem zitternden Mädchen, preßte sie an seine Brust und nannte sie wiederholt mit den süßen Namen der Liebe die er ihr bis jezt nur in seinem Herzen gab. Sie war namenlos glücklich, aber seine Heftigkeit störte und erschreckte sie; in ihr war stiller Friede, in ihm eine Leidenschaftlichkeit, die sie nicht begriff, und vergebens durch ihre unschuldigen Liebkosungen beschwören wollte. Auf seine stürmischen Fragen öffnete sie ihm ihr Herz mit aller Liebe, die lange schon darin wohnte, und pries Gott, daß sie ihr höchstes Glück auf dem Wege kindlichen Gehorsams erreichen sollte.

„Arme Mandonia!“ rief er aus, „wenn Du den Unglücklichen liebst, der jezt den letzten schönen Augenblick gelebt hat, so kannst Du nur seine Leiden theilen. Wißte armes Mädchen, es ist nicht Lenardo da Sessa, den Dein Vater beglücken wollte. Lenardo ist todt, für mich gestorben; seines Vaters Liebe und Dein Herz hat der gehasste Wilhelm an sich gerissen. Wende Dich nun auf immer von mir ab, daß uns der Fluch des Greises nicht trifft; schweigen konnte ich nicht mehr. — Was ich thun soll, will ich von Dir hören. Soll ich mich dem Grafen entdecken? Soll ich fliehen? Du magst ihm dann meinen Tod vorpiegeln und mit ihm um mich weinen. Oder sollen wir nebeneinander hergehen in stetem Gram, liebend und verlobt, und doch auf ewig geschieden?“ (Schluß folgt.)

### Aus der Schatzkammer des Lebens.

Im Tempel der Wahrheit gibt es, wie in jedem andern, mehr Laien als Priester.

— Die Liebe beginnt mit dem Auge, die Freundschaft mit dem Herzen.

— Das Gewissen ist nur das Kind des Wissens.

— Gebräuche es dem Menschen nicht an Einsicht seiner wahren Interessen und an den Gütern, wozu das Leben und seine Natur ihn berechtigen, so wäre die Erde ein Paradies selbstbewusster Unschuld und Glückseligkeit. Das Gebrechen allein setzt das Verbrechen in die Welt.

— Der Mensch handelt immer in Absicht auf seine Glückseligkeit. Wenn er sich irrt, so irrt er sich nur in den Mitteln, nie in der Absicht selbst. Irrthum, Laster und Verbrechen sind daher weiter nichts als falsche Vernunftschlüsse in Rücksicht auf unser eigenes und fremdes Interesse. Die Todesstrafe kann und muß demnach auch nur als ein Ueberrest der Barbarei in Sitten und Gesetzgebung angesehen werden. Der Richter — dieser Heilkünstler der sittlichen Weltordnung — erklärt, wie es ehemals die Aerzte bei der syphilitischen Seuche thaten, daß gewisse moralische Krankheiten unheilbar sind, und daß der Kranke Kraft des Gesetzes dem Henker zu überlassen sei. — Ein Kunststück der gepriesenen Aufklärung und Civilisation des 19ten Jahrhunderts! — Wahrhaftig, wenn wir nicht, wie Leibnitz behauptete „in der besten Welt“ leben, so leben wir wenigstens in der abgeschmacktesten.

— Kostete dem Menschen die Ausübung der Tugend unter allen Umständen und Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens die Aufopferung der heiligsten Rechte und Interessen seiner Person, so wäre der Gott, der sie ihm geboten, der fürchterlichste seiner Tyrannen gewesen.

— Aber die menschlichen Gesetze sind nicht die Gesetze der Natur — nicht die Gesetze Gottes. Diese sind leicht und allgemein, veredeln und beglücken; jene sind schwer und in ihrer Form buntscheckig, wie die Festjacke eines Postenreiters; das Ebenbild Gottes schrumpfen sie zum Zwergen ein, ja, würdigen es in Tausenden unter das Thier herab.

— Gerechtigkeitsgefühl ist wie ein klarer Spiegel im Innern der Seele: es zeigt uns der Andern Bildniß unverstellt neben dem unsrigen.

— Das zugestandene Recht war bis heute nur der Widerschein der Gerechtigkeit in der Welt.

Die Weisen kuriren schon seit Jahrtausenden an den Thoren, ohne daß sich die Zahl und das Uebel der Patienten merklich vermindert hätte. Die armen Aerzte! sie kennen wohl den Sitz des Uebels, aber sie haben nicht die Macht, die äussere Atmosphäre, welche den Krankheitsstoff erzeugt, zu ändern; zudem sind die Thoren zu eigenständig und ungeschickt, ihre Ratschläge zu befolgen.

— Am Selbstbetrug leidet die Welt am meisten.

— In der Jugend träumt, in reiferen Jahren genießt und im Alter betrachtet man das Leben.

German Mäurer.

### Paritätenkästlein.

○ „Sag mal Lude, was is ne Barrikade?“ Det will ick Dir sagen; Eine Barrikade is een Ding, det zwee Seiten hat.“ „Schaakfopp, det wees ick selber.“ „Schaakfopp det weste nich, ick meene das nicht viehssich sondern moralisch.“ „Eine Barricade un moralisch, na det laß Du den Plumte hören!“ „Ick sage: des von de zwee Seiten, meene ick moralisch, als wie nämlich so, paß uf: Jellingt de Barricade mit Allens, was drum und dran is, denn is se de erste Stufe von die Treppe zu de Belletage der Freiheit.“

Det is de eene moralische Seite. Jellingt se aber nich, denn is de letzte Stufe von de Kellertreppe zut Zuchthaus. Det is die andere moralische Seite. „Pfu! Deibel, det is ja ne sehr unmoralische Seite.“

○ Barrikaden aus Zwieback. Die Soldaten in Frankreich haben so schlechten Schiffszwieback erhalten, daß sie scherzweise Barrikaden aus selbem erbaut haben. Es besteht solcher nämlich aus viereckigen Platten, die sehr fest sind.

○ Liebesprobe. Vor einigen Tagen ereignete sich in Pesth ein seltsamer Vorfall. Ein ehrlicher Gastwirth setzte seit einiger Zeit Zweifel in die Liebe seiner Frau. „Der Gedanke läßt mir keine Ruhe,“ sprach er zu sich selbst, „ich muß sie auf die Probe stellen.“ Als er nun dieser Tage mit ihr an den Ufern der Donau spazieren ging, begann er ein trübes Gespräch: wie lästlich ihm das Leben sei, wie er gar keine Freude hienteden habe und dergleichen mehr. Plötzlich riß er seinen Rock herab und sprang rasch in den Fluß. Verzweiflungsvoll rief die Frau um Hilfe. „Mein thearer Mann wird ertrinken!“ schrie sie, so laut sie konnte, „rettet, rettet ihn!“ Einige Leute wollten dem Verunglückten beispringen; dieser aber, ein guter Schwimmer, rief ihnen zu: „Incommodiren Sie sich nicht, ich helfe mir schon selbst, das war nur eine kleine Probe; sie ist gelungen und ich bin ein glücklicher Mann!“

### Dreißtblige Charade.

Die Erste.

In den Zeiten der Gefahren,  
Gab es mächt'gen Schutz der Stadt,  
Aber jetzt in Friedensjahren  
Ist es unnütz in der That;  
Und wie Nichts sich kann erhalten,  
Sieht man jetzt, wo kurz zuvor  
Mörser und Kanonen schallten,  
Wandeln manchen muntern Chor.

Die Zweite.

Es entströmt der trauten Laube  
Die zwei Liebende verdeckt;  
Du vernimmst's, wo mild der Glaube  
Sich in Klostermauern steckt.  
Wo verlorn in seinem Gotte  
Kein Gelärm die Andacht stört,  
Und im Beichtstuhl, am Schwaffotte,  
Im Gefängniß, wird's gehört.

Die Dritte.

Ustoff ist es alles Lebens,  
Dieses Wörtchens winzig klein;  
Und Columbus stelli's vergebens  
Auf den Fisch, stets wird's so sehn.  
Bist ein Säng' er Du, mein Lieber!  
Du es aus früh Morgen stichst,  
Und Du wunderst Dich darüber,  
Wenn Du dieses Wörtchen sprichst.

Das Ganze.

Wie der Zeitgeist unaufhaltsam  
Immer weiter vorwärts dringt,  
Bahn gewinnend, oft gewaltsam,  
Ost auch mild sein Ziel erringt;  
So im Ganzen schon zum Zeichen  
Seiner Macht rührt er sich sehr,  
Wahn und Willkühr, wenn sie weichen  
Gibt's ein glücklich Ländchen mehr.